

Bei aller Kritik muss jedoch erwähnt werden, dass der Autor auf einen wichtigen Aspekt aufmerksam macht, der bisher in den meisten anderen Untersuchungen zu wenig Beachtung findet: Kollektiv- und Individualeinstellungen und -gefühle dürften einen wesentlichen Einfluss auf den Einsatz und die Umsetzung von Innovationen haben. Für das Verständnis des Buches wäre es sicherlich sehr hilfreich gewesen, genaueres über das in der „Konklusion“ erwähnte „Scheitern eines ersten empirischen Tests unter Verwendung des gängigen Vertrauensindikators“ (225) zu erfahren (sollte dies tatsächlich in dem Buch erwähnt werden, geht diese Information leider unter). Auch kann man dem Autor zustimmen, dass „der postulierte Zusammenhang zwischen Vertrauen und Innovation viel Raum für die Analyse von Netzwerken, in denen Innovation stattfinden“ (227), bietet und weitergehende Forschung, sowohl in gründlicher theoretischer, wie empirischer Herangehensweise notwendig ist.

SONJA HAUG / KARSTEN WEBER, *Kaufen, Tauschen, Teilen. Musik im Internet.* Frankfurt a. M.: Peter Lang 2002, 130 S., br. EUR 17,90

Das dünne Buch von *Sonja Haug* und *Karsten Weber* stellt die Untersuchungsergebnisse einer Online-Befragung aus dem Jahr 2001 dar, an der über 4000 Personen teilgenommen haben. Ziel dieser sehr beachteten Befragung war es, mehr über Musiktaschbörsen und ihre Nutzer herauszufinden. Trotz markanter Änderungen, die es in der Zwischenzeit gab, z. B. der Kommerzialisierung der ehemals beliebten Tauschbörse Napster und dem Erfolg von Apples Musik-Store, ist dieses Buch immer noch aktuell und lesenswert. Dies liegt vor allem an der gründlichen Vorgehensweise, die sich unter anderem an der Darstellung der theoretischen Verortung zeigt. Die Autoren wählten den Rational-Choice-Ansatz, welcher sowohl dem untersuchten Gebiet als auch vielen Wirtschaftsvertretern nahe liegt. Nachdem die Autoren die Technik, die hinter den Musiktaschbörsen steht, knapp aber dennoch umfassend darstellen, stellen sie auf 27 Seiten den soziologischen und philosophischen Hintergrund zu ihrer Untersuchung dar. Sehr positiv ist dabei, dass sowohl Aspekte der Moral als auch der Open-Source-Bewegung betrachtet werden. Auch wenn man sich manchmal eine umfassendere Darstellung wünscht und auch stellenweise einige Aspekte nicht vollständig nachvollziehbar sind, schaffen die Autoren eine differenzierte Darstellung der Situation. Die gründlichen Überlegungen zeigen sich auch daran, dass einige der (damals) möglichen Zukunftsszenarien des digitalen Musikmarktes, wie z. B. die Einführung des Digital-Right-Managements, heute schon selbstverständlich sind. Bei dem rasanten Wandel dieses Bereiches keine Selbstverständlichkeit und macht deutlich, wie treffsicher gute soziologische Forschung sein kann.

Für die Präsentation der eigentlichen Untersuchungsergebnisse brauchen die Autoren nur knapp 30 Seiten. Dabei waren sie sehr gut beraten bei der Auswahl der eingesetzten statistischen Verfahren, die sich auf die notwendigen beschränkten und nicht durch den Einsatz aller möglichen.

So konnten sie zeigen, dass die allgemein vertretene These, dass die Musiktaschbörse der Musikindustrie großen Schaden zufügt, so nicht aufrechterhalten werden kann. Unter den Extremnutzern sind vor allem zwei Arten anzutreffen: eine Gruppe, die eine große Sammelleidenschaft besitzt, aber nicht über ausreichende finanzielle Ressourcen verfügt, um sich selbst die CDs zu kaufen (z. B. Schüler, Studenten), und eine andere Gruppe, die selbst viele CDs kauft und auch viel Musik bei den Tauschbörsen anbietet. Zudem werden von vielen Nutzern die Tauschbörsen auch als Möglichkeit des Probehörens verwendet, so dass von erhöhten Kaufanreizen gesprochen werden kann.

Die Autoren diskutieren die unterschiedlichen Rechtfertigungsstrategien sowohl der Nutzer als auch der Musikindustrie. So sprechen sie deutliche Worte, indem sie den Musiktasch klar als Diebstahl bezeichnen. Aber auch gegen die Argumente der Musikindustrie finden sie klare einleuchtende Argumente: diese erzielt ihre Gewinne durch die kostenlose Nutzung öffentlicher Infrastruktur (110) und befindet sich somit im bekannten Shylock-Dilemma.

Eine rundum gelungene empirische Untersuchung und eine saubere Darstellung, die man sich häufiger wünscht.